

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 45.

Freitag, 22. Februar.

1929.

(11. Fortsetzung.)

## Feuer auf den Höhen.

Roman von Else Wibel.

(Nachdruck verboten.)

Einen Augenblick ist ein gefährliches Schweigen zwischen ihnen.

Sep Sollern schiebt den Stuhl zurück. Er sieht wohl, daß Benita Mironow bei dieser ungestümen Bewegung den Kopf rasch hebt. Jetzt ist ihr strengliniges Gesicht gerade vor den dunklen Bergschlünden eines Bildes, das die ganze Wand einnimmt. Wie eine Vision, unbeweglich, steht der Frauenkopf davor.

Er geht dicht an ihr vorüber, ohne sie zu streifen. Dorthin, wo neben dem mächtigen Glasfenster seine angefangene Leinwand steht, und er greift nach dem Arbeitszeug. In zusammengefaßtem Schauen kneift er die Augen zusammen. Die Wimpern flimmern wie schmale, goldene Striche.

„Also das hier muß fort, der graue Fleck da.“

Benita Mironow sitzt schweigend, erlöst. Sie ist ganz erfüllt von großer Dankbarkeit. Wie gut sie seine Flucht dahinter versteht.

„Dass er sich und mich so vor bedrängender Unruhe zu schützen weiß! Welche Sicherheit das verleiht . . .“

Sein Pinsel arbeitet ruhig. Eine Zeitlang vergibt er ganz ersichtlich, daß er nicht allein im Atelier ist.

Benita Mironow sieht ihm zu. Eine gute, beruhigte Stille ist in ihr.

Auf der großen Leinwand vor Sep Sollern sind die Umrisse violettblauer Felsen, starrend in ungeheurer Verlassenheit. Ganz ferne aber glüht, vom letzten Licht getroffen, die Spitze eines Berges voll Verhüllungen.

Als er nach einer Weile wieder zu ihr herüberkommt, hat er das hübsche, zärtliche Lächeln, das sie so sehr auf diesem Gesicht voller Widersprüche liebt.

Er stellt Zigaretten, eine hastig ausgerissene Keksschachtel vor sie hin: „Sehr elegant ist es nun mal nicht hier oben. Aber eine Tasse Tee darf ich Ihnen anbieten, ja?“

Und er fängt an, mit Geschick die Vorbereitungen zu der kleinen Mahlzeit zu treffen.

„Die Teedecke liegt schon auf, in Sandsack, Kriegssouvenir. Das einzige, das ich besitze.“

„Wer hat es Ihnen denn mit Rosen umkränzt?“

„Rosen? . . . Wirklich, es sind Rosen. Ich stelle das heute zum ersten Male fest. Eine kleine Ungarin stellte sie mir. Wir lagen ein paar Tage bei ihr in Ruhequartier. Rührend, nicht wahr? Ich habe die Decke überallhin mitgeschleppt. Wenn sie herumlag, wurde alles gleich vergnüglicher und wohlicher.“

Sep Sollern geht hin und her und wirft jeder seiner Handlungen ein paar lustig erläuternde Bemerkungen nach. Er erzählt dabei auch allerhand Unterhaltsames unordentlich durcheinander, sehr persönlich und etwas Sarkastisch gefärbt. In dieser beunruhigenden Art, die Wort und Sinn spielerisch verwischt.

Benita Mironow sieht auf seine Hände. Merkwürdig ausgearbeitete, kräftige Hände, voll einer geheimen Rastlosigkeit. Sie bebten kaum merkbar.

Sehr steil, sehr damenhaft fern sitzt sie ihm gegenüber in den vielen bunten, weichen Kissen. Plötzlich, wie sie sich etwas tiefer einschmiegt, ist es, als strömen sie die beunruhigenden und suchenden Gedanken unbekannter Frauen aus, die in seinem Leben sind.

Eine verwirrende Unsicherheit will sie überfallen, die ihr bisher fremd war.

Das Wasser in der kleinen Maschine brodelt. Sep Sollern gießt Tee auf.

„Wo ist die Madonna, von der Baron Staden sprach? Oder hat er sich wirklich geirrt?“

„Der Baron Staden sah vollkommen richtig. Ich habe das Bild in meine Wohnung gehängt. Es ist unverkäuflich. Die Madonna . . . sie ist nicht mehr ein bloßer Begriff. Sie ist . . . Bildnis geworden. Ich muß es immer um mich haben, Benita. — Ist Ihnen noch kalt?“

Benita Mironow streckt ihm beide Hände hin und er legt die seinen hinein.

„Wie kühl“, sagt er mühsam . . . „wie kühl das ist. Die meinen brennen immer.“

Sie möchten Ihnen jetzt sehr wohl tun, Sep Sollern. So wohl, wie die Hände einer — Mutter tun können.“

Er stupft, sieht rasch auf, ungläubig, forschend. Dann jäh entspannt: „Ich weiß es . . . Verzeihen Sie . . . ich bin heute nervös, überarbeitet.“

Es klingt durchaus wahrscheinlich. Er sieht mit einem Male elend und verfallen aus . . .

„Wir wollen gehen. Irgendwo den Tee nehmen, nicht hier.“

Benita Mironow schließt den Pelz.

„Wohin befahlen Sie, gnädige Frau? Es gibt eine Menge Möglichkeiten. Allmählich wandeln auch wir uns hier zeitgemäß.“

„Machen Sie Vorschläge“, bittet Benita und fühlt wieder das Bezugsende, das in dem steten Auf und Ab seiner wechselnden Stimmungen liegt . . .

In das Zimmer fällt Schatten. Eine riesige Wolke steht vor dem Stück Himmel, das durch die Glaswand steht. Ihre spitzen Ausläufer sind rötlich gezackt. Wie ein vorweltliches Ungeheuer schiebt es sich heraus. Benita sieht dorthin, wie gebannt. Als sie sich umwendet, steht Sep Sollern dicht hinter ihr.

Er hat die Hände zur Höhe seines Mundes erhoben. Wie im Krampf sind die Finger seiner Rechten um die linke Faust geschlagen.

„Gib mir deine Seele . . . Ich will deine liebe Seele, Benita“, sagt er leise und eindringlich heiß. Seine Augen sind verschleiert.

Sie senkt den Kopf vor dem Ausdruck, der darinnen ist . . . Sie wird nicht antworten. Wo ist der Weg, der sie fort von hier führt?

„Benita“, sagt er noch einmal und es ist, als lieblose er jeden Laut ihres Namens . . . „Ich habe so lange gewartet, daß einmal das ganze Hohe, Reine in mein Leben kommt. Es war viel Wüstes darin und Lautes. Jetzt ist alles ganz still geworden . . . Ich will ja warten . . . So lange wie Sie es wünschen . . .“

„Aber ich muß wissen, daß ein Teil deiner Seele mir gehört . . . schon jetzt . . . heute.“

Wie in plötzlich ausbrechendem Zorn stampft er auf. „Es gehört mir. Sagen Sie, daß es so ist. Man täuscht sich da doch nicht . . . So etwas fühlt man, wenn das Eigenste, das, was man selbst kaum in sich ahnt, niemals aber ein Zweiter weiß . . . erkannt wird. Und dann . . . wie es in diesem andern Menschen zum Ausdruck kommt . . . das empfindet man doch deutlich.“

Er greift wieder nach seinem Pinsel, verbessert hier und da eine Stelle seines Bildes.

„Kennen Sie Buddahs Lehren . . .“ sagt er, ohne die Arbeit zu unterbrechen. „Er erklärt das alles so einfach. Die Seelen der Toten zerbrechen. Und jedes Stück wandert . . . Wandert in den Körper eines andern, eines Lebenden . . . Irgendwo trifft sich dann, was zusammengehört . . . Irgendwann einmal. Was hätte Sie sonst heute zu mir geführt, wenn nicht das Rufen des andern Ich?!”

Sie fährt nach der Lehne des Stuhles, der vor ihr steht.

„Das Rufen“, wiederholt sie nur und ihre Augen hängen an den schweren Tropfen, die flachend jetzt auf dem Glasdach zu Atomen zerstäuben, „das Rufen.“

„Heimweh, wenn Sie es so wollen, ja. Ich durste Ihnen heute schon so viel sagen. Jetzt muß ich auch das noch aussprechen dürfen: Sie sind so ganz anders als alle, die ich kenne. Immer habe ich die Gewissheit: eigentlich braucht du überhaupt keine Worte für das, was du denkst und lebst. Benita Mironow weiß es schon zuvor . . . Und alles ist verändert, heller, leichter durch das Wissen. Auch das hier . . . was man so meine Kunst nennt. Ich bin in einem Arbeitsfieber, wie schon lange nicht mehr. Und es wird . . . ich weiß es genau, es wird. Weil alles zu einer großen Einheit da drinnen verschmolzen ist, seit Sie in meinem Leben sind, Benita.“

Draußen kommt ein Schritt über Treppenstufen. Selbstsicher, unbekümmert . . .

Sep Sollern preßt die Lippen auseinander. Er geht wie unabsichtlich zur Tür. „Wünschen Sie, daß ich schließe?“

„Nein.“ Benita fährt mit den Spitzen der Finger wie tastend über die Stirne.

„Es ist Frau von Moegard“, sagte Sep Sollern mit einer sonderbar kalten Stimme und öffnet . . .

„Man muß Sep Sollerns Atelier auffinden, wenn man die Menschen treffen will, denen man sonst nie begegnet.“

Helen Moegard lacht lautlos mit ihren weißen Zähnen.

Ein paar Schritte ist Benita ihr entgegen gegangen. „Guten Tag, Helen.“

„Ich möchte mich ausruhen. Habt Ihr eine Tasse Tee für mich? Und ist noch ein Rest Ihres Grand Marnier vorhanden, Sep?“

„Selbstverständlich.“ Sep Sollern geht zu dem Edschränk an der entgegengesetzten Wand des großen Ateliers.

Frau von Moegard neigt sich weit zu Benita hinüber.

„Ich war bei euch draußen, Benita. Dein Mann sagte mir, du seist in der Stadt, da fuhr ich gleich wieder zurück. Ich wollte wissen, ob du den Mut hast, Sep Sollern zu besuchen.“

Helen Moegard öffnet den kleinen Luchtenlederkoffer und kritzelt irgende etwas in ein Notizbuch.

„Den Mut? Muß man den haben, um Freunde zu besuchen?“ „Wenn Sie Sep Sollern heißen . . . ja . . .“

Der rote Miniaturkoffer schließt sich mit leisem Knacken. Abenteuerlich gesetzte Flaschen und flache Glasschalen auf einem Brett balancierend, kommt Sep Sollern herüber.

„Schenken Sie rasch ein, Sep. Mein Wagen wartet. Ich nehme euch beide mit hinaus zur Abendprobe. Nikolai ist auch dort. Im vollen Kriegsschmuck. Er sieht glänzend aus, Ihr werdet sehen. Später wollen wir zusammenbummeln . . .“

Unten steht Helen Moegards Wagen, niedrig, gestrekt. Der Chauffeur, in zimtsarbenem Lederdreß, grüßt. Er trägt eine Schutzbrille, deren Rand auffallend breit ist. „Ist das nicht . . .?“

„Es ist mein Chauffeur.“ Helen Moegard versinkt in den Polstern neben Benita. Man liegt beinahe ausgestreckt in den äußerst tiefen und weiten Sitzen.

Es regnet noch immer. Bleiern glänzen die Dächer nüchternster Vorstadthäuser. Dann kommen zertretene Wiesen, ein armseliger Föhrenbestand . . .

„Macht euch die Arbeit an dem neuen Film Freude, Nikolai und dir, Helen?“

Benita bemüht sich, daß sie etwas zu Helen Moegard, deren Gast sie ist, sagen müsse. Unverwandt haben die Augen Sep Sollerns auf ihr gelegen. Sie sind in ihrem hellen, harten Glanz wie versunken . . .

„Freude? Nein. Keine Arbeit tut das. Ich bin sehr träge von Natur. Aber das Budget ist Herr; es bestimmt über unser Handeln. Es macht lächerliche oder bewundernswerte Figuren aus uns. Ich werde es nie ertragen, bemitleidet zu werden, weil ich unmögliche Malkostrümpfe, statt der leidenden, an den Beinen haben muß. Oder soll ich mir vielleicht gräßliche steife Hemden in einem Kloster arbeiten lassen, wie das Olga Violen jetzt tut? Ich bedaure sehr, ich besitzt keinerlei Talent zur Selbstkasteierung . . . Lieber arbeite ich . . . Übrigens haben Sie mein Schalende in die Wagentür eingeklemmt, Sep. Bitte befreien Sie mich.“

„Verzeihen Sie . . .“ Sep Sollern neigt sich zur Seite, um den Schalzipfel loszumachen. In der Enge des Wagens muß er dazu die Hand auf Benitas Polsterlehne stützen.

Er berührte sie nicht. Er streifte sie nicht einmal.

Dennoch gleicht diese Bewegung einer Lieblosung, unter der sie erschauert. Und es scheint ihr, als zittere ihre Unruhe in dem geschlossenen Wagen fort.

Helen Moegard sieht kurz auf. Dann schiebt sie die Stulpen der Handschuhe zurück, hält die Armbanduhr an das Licht des Wagenfensters.

Nikolai wird ungeduldig werden. Ich habe mich verspätet. Du fragst nach ihm, Benita . . . Er ist immer zufrieden. Er nimmt alles mit einer gewissen grohartigen Gelassenheit, wenn er das Geld für seine vielen Zigaretten hat und sich manchmal ein Buch über die Reiterei bei den wilden Bölkern oder so ähnliches kaufen kann. Zuletzt war er Rokknecht bei den Patres, die bei uns draußen ihren landwirtschaftlichen Betrieb haben. Sie erklärten, sie hätten nie einen solch gewissenhaften befreit. Aber er war ihnen auf die Dauer ungemütlich. Sie bezweifelten, daß der ehemalige Ceremonienmeister Nikolai Moegard es ernst nimmt mit ihren Rössern . . .“

„Und jetzt, Helen, ist Nikolai an seinem richtigen Platz. Den Ceremonienmeister suchte man doch gerade bei seiner neuen Tätigkeit.“ (Forts. folgt.)

### Fruchthalat.

Der Lippenstift mit Fruchtgeschmack!  
Das ist das Neueste der Mode;  
Durch parfümierten Lippenstab  
Wird jetzt der Instinkt zur Methode.  
Je nach Gefühl und Temperament  
Kann man den Duft der Früchte wählen  
Und kann mit diesem Argument  
Auf weitere Erfolge zählen.

Halls eine Blonde sich entschließt,  
In Edens Garten fed zu pirschen,  
So wird ihr herber Aufzug versücht  
Durch einen Duft von reifen Kirschen.  
Die Braune wird mit Reinellaude  
Den gleichen Zweck diskret erreichen,  
Die Frau jedoch in Tizianrot  
Wird sich mit Ananas bestreichen.

Vielleicht, daß den Geschmack man nicht  
In denkbare komplizierten Fällen,  
Und daß man einen Mund erwünscht  
Mit Erdbeer und mit Mirabellen . . .  
Die Schwarze wird Orangenduft  
Um ihre vollen Lippen breiten,  
Und heiß wird durch die stillen Lust  
Der Hauch des fernen Südens gleiten.

Ow wohl der Mann, der brave Tor,  
Sich fügen wird der neuen Weise?  
Er lebe sich beizeiten vor  
Und bleibe stets in engem Kreise!  
Sonst wird er gar, als Resultat  
Von allzu eifrigem Hoffieren,  
Den Nachgeschmack von Fruchthalat  
Noch lang auf seinen Lippen spüren.

## Das Konzert.

Von E. Petsch-Kravv.

Frau Kipplinger ist beim Gurkeneinlegen, während ihre Tochter, die Lehrerin, die auf Ferienbesuch da ist, Birnen schält zum Einwenden. „Ihr geht wohl gar nicht mehr viel in den Garten“, sagt Adele Kipplinger, „ich meine, so zum Ausruhen.“ — Ihre Mutter sieht einen Augenblick von den Gurken auf, mit hochroten Backen: „Ausruhen!! Hemmm!! Wie denkt du dir denn das, Ausruhen bei diesem Gehebe!!“ — Fräulein Kipplinger sagt: „Na, ihr zwei Leute.“

Frau Kipplinger preßt einen Stein wie eine Krone auf die Gurken. „Ach so! Bei zwei Leuten gibt es natürlich gar keine Arbeit! Das macht sich alles von alleine! Die Kocherei, die Wascherei, die Földerei — hemmm, ich will einmal die Hände in den Schuß legen, was dann herauskommt!“ — Die Lehrerin sagt: „Aber Mama, davon redet ja doch keiner. Ich meinte ja nur —“

„Ich weiß schon, was du meinst“, ruft Frau Kipplinger, „immer nörgelest ihr an einem herum! Alles ist nicht recht, was man macht.“ — „Kein Mensch macht dir ja Vorwürfe“, sagt Adele Kipplinger. „Wir reden ja nur von dem Ausruhen im Garten.“ — „Ich sage ja auch gar nichts“, ruft ihre Mutter weinerlich. „Ich will ja nur meine Ruhe haben. Ich will es doch nur recht machen. An mich denke ich ja gar nicht dabei. Doch alles nur für euch! Ich möchte mich ja auch einmal ausruhen können, oder ein Buch lesen oder ins Konzert gehen und ins Theater. Aber das habe ich schon ganz aufgegeben. Ich verlange ja auch gar nichts. Nur meine Ruhe will ich haben!“

In diesem Augenblick kommt Herr Kipplinger zur Tür herein. Er hat eine Pfeife im Mund und stößt dicke Rauchwolken aus, wie ein Schlot. „Was gibt es denn hier?“, sagt er zwischen dem Rauchen. — „Mama ist etwas nervös“, sagt Adele. „Sie müßte sich öfters etwas ausruhen.“ — „Sie kann sich ja mittags in den Garten setzen“, sagt Herr Kipplinger, und stößt wieder dicke Rauchwolken aus. Frau Kipplinger schnürt das Papier über dem Gurkenfäß zusammen, als wolle sie einem giftigen Reptil den Hals abschneiden. „Lächerlich“, sagt sie, „einfach lächerlich! Und dann, in den Garten leben! So ein Garten ist nichts wie Arbeit!“

„Ich habe dir ja Rosen vorgeschlagen“, sagt Herr Kipplinger, „du hast ja das Zeug vorspanzen wollen.“ — „Rosen“, sagt seine Frau, „was tu ich denn mit Rosen! Wenn ich einen Garten habe, muß ich etwas herauschlagen.“ — „Na, dann beßlag dich auch nicht“, sagt Herr Kipplinger im Gehen, und stößt wieder dicke Rauchwolken in die Luft. — „Hab' ich mich denn beßlagt“, ruft Frau Kipplinger. „Kein Wort habe ich gesagt, kein Wort aber auch! Lieber Himmel, wenn ich anfangen wollte, zu klagen, hnnn — Aber ich will ja nur meine Ruhe haben statt dieser Hekerei, nur meine Ruhe will ich haben!“

Adele sagt nichts, aber nach dem Mittagessen geht sie in die Stadt und kauft eine Karte zum nächsten Konzert. „Nächste Woche gehen wir einmal zusammen ins Konzert“, sagte sie am Abend zu ihrer Mutter. „Ich habe dir hier eine Karte mitgebracht.“ — „Ins Konzert! Ins Konzert!“ ruft Frau Kipplinger. „Was fällt dir denn ein! Wie kannst du denn so etwas machen! Wie kann ich denn ins Konzert gehen, wo die Bohnen einaumachen sind, die Birnen, das Gelee — Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, und da kommst du mit einem Konzert!“ — „Also Mama“, sagt die Lehrerin, „in diesen zwei Abendstunden machst du doch nichts mehr ein! Es ist einfach notwendig, daß du einmal auf andere Gedanken kommst.“ — „Aber ich bin fertig abends, fertig von der Hekerei, und dann habe ich ja überhaupt nichts anzuziehen!“ — „Na, deine seidene Bluse doch!“ — „Die seidene, die ich jetzt seit sechs Jahren trage! Die paßt in kein Konzert!“ — „Oder dein schwarz-weisses!“ — „Das schwarz-weisse, das mir im letzten Sommer schon zu eng war! Ich wollte es ja schon längst umändern lassen! Aber sag mir doch nur wann, wann!“

„Ja, ich habe die Karte nun aber doch gekauft, Mama“, sagt Adele. — „Das war auch sehr voreilig“, ruft Frau Kipplinger, „nie hätte ich das erlaubt, wenn du mich vorher gefragt hättest!“ — „Aber es täte dir doch wirklich gut, Mama.“ — „Ich will aber nicht“, sagt Frau Kipplinger, und sädet mit hochroten Backen an einer Nadel herum. „Ich habe nichts anzuziehen, ich habe keine Zeit, und überhaupt, ich habe keine Lust. Ich will meine Ruhe haben! Mein ganzes Leben ist eine Hekerei von morgens bis abends, und da soll ich noch in ein Konzert gehen! Ich gehe nicht! Quält mich jetzt nur nicht mehr!“ — Adele sagt nichts mehr und trägt die Karte zu einer Freundin.

Am anderen Tage sagt Frau Kipplinger: „In das Konzert könnte ich schließlich das Graue anziehen! Wo hast du denn die Karte?“ — Adele sagt etwas bestürzt: „Ich habe sie Helene geschenkt.“ — „Helene geschenkt? Ja, bist du denn nicht klug? Wie kannst du denn Helene die Karte

schenken?“ — „Ja, aber Mama“, sagt Adele, „du wolltest doch auf keinen Fall hingehen!“ — „Ja, aber wenn die Karte doch nun da war“, ruft Frau Kipplinger, „dann war das doch etwas anderes! Und dann hat Helene doch weiß Gott, Geld genug, sich eine Karte selber zu kaufen! Abgesehen davon, daß wir ihr doch weiß Gott, nichts schuldig sind! Mir hätte das auch einmal gut getan — Helene die Karte zu schenken!“ — „Ja, Mama“, ruft Adele, „wenn du hingehen willst —“ — „Nein, jetzt geht das natürlich nicht mehr“, sagt ihre Mutter. „Aber ich sage nur, mir hätte das auch gut getan! Ich hatte mir heute nacht schon überlegt, wie ich es einrichten kann. Und nun hast du Helene die Karte geschenkt! So eine teure Karte! Es ist einfach unschöner!“

Adele näht stillschweigend an einer Bluse, aber am nächsten Tag bringt sie wieder eine Konzertkarte mit. „So, Mama“, sagt sie, „jetzt wird die Karte aber behalten!“ Frau Kipplinger sagt fassungslos: „Du hast doch nicht eine neue Karte gekauft?“ — Adele sagt rasch: „Nein, Helene hat sie mir gern zurückgegeben.“ — „Ach, wie peinlich“, ruft ihre Mutter, „erst schenfst du sie und nun holst du sie wieder! Was denkt denn da die Leute!“ — „Ach, las das doch, Mama“, sagt Adele, „ich habe das schon ins Reine gebracht. Sonst hätte ich eben eine neue kaufen müssen.“ — „Um himmelswillen!“ ruft Frau Kipplinger, „auch noch! Willst du denn den halben Saal austauschen! Ach, hättest du doch Helene die Karte gelassen! Ich mache mir ja doch nichts daraus! Ich habe ja doch genug andere Sachen, die vorgehen! Jetzt sollen heute wieder die Pfirsiche kommen! Dazu die Birnen noch nicht fertig! Ich will nur sehen, wann ich das alles schaffen will! Und dazu Konzert! Es paßt mir ja gar nicht!“ — „Ja, aber, Mama“, sagt Adele fest, „jetzt kann ich Helene die Karte nicht noch einmal zurückbringen. Jetzt mußt du hingehen!“

Frau Kipplinger ruft weinerlich: „Wie schlecht mir das paßt! Das du das gar nicht einfiebst! Ich habe dir doch gesagt, daß ich nicht hingehen will! Aber da wird einfach über mich verfügt. Ich breche noch zusammen unter der Arbeit. Eigentlich sollte ich diese Woche noch mit dem Hausputz anfangen. Földwäsche ist auch noch ein Korb voll da! Wann! Wann! Tausend Hände sollte man haben! Das paßt mir ja sooo schlecht!“ — Adele sagt zu ihrem Vater: „Wir reden nun gar nichts mehr, Mama muß einfach mitgehen.“

Am nächsten Tag wird das Konzert abgezögert. Auf unbestimmte Zeit verschoben, wegen Erkrankung der Solistin. „Ich habe es ja gewußt“, ruft Frau Kipplinger, „ich brauche mich ja nur auf etwas zu freuen, bummis, wird nichts daraus! Jetzt hab ich's aber satt mit diesem hin und her! Du kannst Helene die Karte wieder hintragen, denn es ist mir doch auch peinlich gewesen, daß du sie ihr wieder abgenommen hast. Ich brauche mich ja doch auf nichts mehr zu richten. So war es von jeher!“ — „Aber, Mama“, sagt Adele, „das Konzert kommt ja bestimmt. Behalte die Karte nun doch!“ — „Nein“, sagt ihre Mutter scharf, „mir ist jetzt die ganze Lust vergangen. Und schließlich könnte man sich ja bei Helene ganz gut damit revanchieren. Sie hat uns ja schon oft etwas geschenkt!“

„Ja, aber Mama, wenn du doch gerne hingehst —“ „Also, wenn du die Karte nicht hintragen willst“, sagt Frau Kipplinger scharf, „dann trage ich sie eben selber hin.“ — „Nein, las nur“, sagt Adele rasch, „ich trage sie schon hin.“

## Welt u. Wissen

Die tiefsten Abgründe. In letzter Zeit sind verschiedene Abgründe entdeckt worden, die die tiefsten Tiefen darstellen, die die Natur selbst in die Eingeweide der Erde gebraten hat. Wie Professor Andersen in der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ angibt, ist der tiefste Abgrund der Erde die sogenannte Soluga della Preta, die 1927 in 1475 Meter Höhe in den Monti Lessini, 27 Kilometer nördlich von Verona, entdeckt wurde. Dieser Abgrund reicht 637 Meter in die Tiefe; er besteht aus zehn aufeinander folgenden Schachten und endet in einem kleinen See, der von unzugänglichen Spalten umrahmt ist; der Abfluß dieses Gewässers ist noch unbekannt. Um in den Abgrund hinabzusteigen, mußten an mehreren Stellen Spalten, die nur 25 bis 40 Zentimeter breit waren, künstlich erweitert werden. Die Temperatur in dieserphantastischen Unterwelt ist ziemlich gleichmäßig 5 Grad Celsius. Der zweitiefste Abgrund ist seit dem Jahre 1926 bekannt und liegt südlich der Quecksilberbergwerke von Idria in dem jetzt italienischen Teil von Kroatien. Dieser sogenannte Montenero-Abgrund ist 480 Meter tief; auch auf seinem Grunde befindet sich ein Wasserbeden, das selbst 20 Meter tief ist, so daß die Gesamttiefe auf 500 Meter anwächst. Das Jahr vorher hatte man in der Marnahöhle bei Triest einen Abgrund aufgefunden, der der tiefste war, von dem man bis dahin Kenntnis besaß; er reicht 450 Meter herab.

\* *Neue Bücher der Bildung*. Der Verlag Albert Langen-München bereichert seine Sammlung „Bücher der Bildung“ um zwei neue Bände: Band 30 „Erziehungsprobleme der Gegenwart“, ein pädagogisches Leebuch, herausgegeben von Wilhelm Albert, und Band 31, Josef Höimiller „Franzosen“. Eßaus. Wilhelm Alberts pädagogisches Leebuch versucht als Querschnitt durch die pädagogische Bewegung des 20. Jahrhunderts ein Bild des pädagogischen Ringens unserer Zeit zu geben. Unser Leebuch wird zum Symptom unserer Zeit, zum Spiegelbild eines sich in großen Ausmaßen vollziehenden Wandels der Erziehung in Familie, Schule, Gemeinschaft, Staat und Menschheit. Dieser Wandlungsprozeß, dessen Wellenschlag hier in fast einem halben Hundert von Beiträgen führender Erzieher der verschiedensten geistigen, politischen und weltanschaulichen Lager aufzufangen versucht wird, ist so gewaltig wie noch selten in der Geschichte der Erziehung. — Josef Höimiller, der in Band 31: „Franzosen“ eine Sammlung seiner meisterlichen Essays über die französische Literatur herausgibt, gehört in die Reihe der ganz großen deutschen Essäisten, der Hillebrand, Lichtenberg, Hermann Grimm. Ob er in diesem neuen Buche die raffinierte Theatralität in Maeterlins Kunst enthüllt, ob er bei der Behandlung von Pröfots „Manon Lescaut“ das Kultur- und Sittenbild eines ganzen französischen Jahrhunderts mit allen Tönungen und Abschattierungen vor den staunenden Augen des Lesers ausbreitet, ob er in Taine mit meisterlichen Strichen den Zwiespalt des Künstlers und des Gelehrten aufzeigt, immer wieder bewundert man in Höimillers Darstellung die Verbindung eines anmutigen, beweglichen, feingeschliffenen Stils mit Tiefe des Gehaltes, Reichtum der Gedanken und Unabhängigkeit des Urteils.

\* „Wege zum Wissen.“ (Ullstein, Berlin.) Dr. G. Sonnemann: „Krankheitserkennnis und Krankenbehandlung“; Dr. Max Moszkowski: „Ins unerforschte Neu-Ginea“; Dr. Heinrich Levy: „Das Leben der Seele“. Der bekannte Gießener Universitätslehrer, Prof. Dr. Georg Sonnemann, hat im vorliegenden Bändchen alles das zusammengetragen, was jeder über Gesundheit und Krankheit, über die ärztlichen Untersuchungsmethoden und endlich über die Behandlung der Krankheit wissen sollte. — Dr. Max Moszkowski schreibt drachtmäßig lebendig und oft mit Humor zum ersten Male in zusammenfassender Weise seine mit Unterstützung des Berliner Völkerkunde-Museums unternommene Reise ins unerforschte Neu-Ginea. — Eine klare, sachliche und vor allem allgemeinverständliche Einführung in das Gebiet der „Seelenkunde“, das heute, im Zeitalter der Psychoanalyse, Hellseherei und Hypnose, immer weitere Kreise beschäftigt, gibt der in Fachkreisen namentlich als Kantforscher geschätzte Dr. Heinrich Levy.

\* Erich Scheurmann: „Die Lichtbringer“. Die Geschichte vom Untergang eines Naturvolkes. (Maien-Verlag, Oberhof im Thüringer Wald.) Die lebensvolle Darstellung des Verfassers läßt Schauen und Fühlen der Südsee-Insulaner plastisch zum Ausdruck kommen, sie mildert im bewegtem Geschehen den Einfluß der äußeren, gewaltmäßigen Zivilisation auf ein kindlich-primitives Volk, das in seiner urhaften Bodenständigkeit erschüttert wird und am Zwiespalt von Neuerung und angeborenem Wesen zugrunde geht. Das Buch will sich, wie das Vorwort ausdrücklich betont, nicht gegen die kolonialistische Tätigkeit als solche wenden, insbesondere nicht gegen eine einzelne Nation. Es plädiert vielmehr für eine Menschlichkeit, die auch in dem Farbigen den Bruder achtet und eine würdige Zusammenarbeit mit fremden Völkernschäften ermöglichen kann. Die Einstellung geht gegen eine Kolonisation im Sinne der Macht und Ausbeutung und gegen den Hochmut des Weißen, für den Farbigen, durch die letzten, weltpolitischen Ereignisse seiner selbst bewußt gewordenen Menschen als ein „Lichtbringer“ gelten zu wollen. Umfassende ethnographische Kenntnisse des Verfassers vermögen das Interesse des Lesers noch stärker zu fesseln, und unbedingt sympathisch berührt das in der Schrift niedergelegte Ideal echter Humanität.

\* Lisbeth Dill: „Ein verhängnisvoller Abend“. Roman. (Verlag Morawe & Scheffel, Berlin SW. 68.) Der soeben erschienene neue Roman von Lisbeth Dill ist seinerzeit in Fortsetzungen in der Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener Tagblatt“ erschienen. Er spielt, wie

noch in Erinnerung sein dürfte, in der französischen Provinz und hat, wie fast alle Romane der Dill, ein Frauen- und Eheproblem zum Thema, dessen psychologische Deutung ebenso eindringlich und reizvoll ist, wie der die Handlung belebende Kriminalfall geistreich und spannend geschildert wird. Die lebensvoll gezeichneten Gestalten des Romans lassen die Charakterisierungskunst der bekannten Erzählerin aufs Beste zur Geltung kommen.

\* Adolf Uzarski: „Der Fall Uzarski“, eine grausige Kriminalgeschichte. (Dolphin-Verlag, München.) Nach dem Filmabenteuer nimmt sich Uzarski nunmehr die Kriminalgeschichte vor, indem er einen furchtbaren Fall, der ihn selber betrifft, konstruiert und mit allen Finesse gewiefter spannender Kriminalchriftsteller über spannende Zwischenfälle zu einem fröhlichen Ende führt. Diese witige Parodie auf den Kriminalroman, die auch ein paar amüsante Abstecher auf andere Gebiete enthält, ist von Uzarski selbst illustriert. Die Zeichnungen sind ebenso übermäßig wie der erschütternd komische Text.

\* Sinclair Lewis: „Der Erwerb“, Roman. (Verlag E. P. Thal & Co., Wien VII.) Hat Sinclair Lewis in seinen bisherigen Büchern immer den amerikanischen Durchschnittsmann gezeichnet, und mit seinem Babbits-Typus einen anderen Begriff vom Amerikaner der Provinz vermittelte, als man nach den bisherigen Schilderungen kannte, so zeigt er hier die im Erwerbsleben stehende Amerikanerin. Nicht den Flapper oder das Girl, an die man unwillkürlich denkt, wenn von den amerikanischen jungen Mädchen der Großstädte gesprochen wird. Diese Una Golden ist ein Mädchen, das mit tausend ebensolchen und anderen auch in einer europäischen Hauptstadt leben könnte, sich durchs Dasein kämpft in mühsiger Büroarbeit, dessen Leben an Rücksicht auf eine Mutter gesetzelt ist, an die es sich erst klammert, als diese stirbt. Sie hat ein paar Erlebnisse mit Männern, aber etwas Ernsthaftes, ihr Leben in andere Richtung treibendes wird es nicht. Nur selten langt es zu einem bescheidenen Glück. Dahinter steht dann schon wieder die Angst vor dem Alltag und seiner Langeweile, vor dem, was er ihr bringt und vorenhält und davor, ob sie sich selbst im Kampf ums Dasein, sei es auch nur dem, nicht übersehen zu werden, wird behaupten können. Ähnlich überzeugend und eindringlich sind auch wieder die üblichen Gefahren des Buches geschildert.

\* „Wie erteile ich Steuerermäßigung?“ Von Dr. Joachim Reschka, Rechtsanwalt. (Verlag von Franz Wahle, Berlin W. 9.) Der Verfasser klärt über alle wesentlichen Steuererleichterungen auf und gibt eine Darstellung der gesetzlichen Steuermilderungsmöglichkeiten. Ein besonderer Vorzug der Arbeit ist eine im Anhang gegebene alphabetische Übersicht der steuerfreien Einnahmen und abzugsfähigen Ausgaben, denen die wichtigsten nicht abzugängigen Ausgaben gegenübergestellt sind.

\* Bücher zur Berufswahl. In der Lehrmeister-Bücherei (Hachmeister & Thal, Leipzig C. 1) erschienen: „Die Frau vor der Berufswahl“, ein Ratgeber für die ins Erwerbsleben tretende Frau, von Magda Trott. 1. Teil, Grundlage: Reisezeugnis, Lyzeum, (Nr. 889/90), 2. Teil, Grundlage: Volkschule, Mittelschule, höhere Schule ohne Abschluß (Nr. 891/92). — Unter dem Titel „Soll ich Zahnrat — Zahnrätin werden? Ein Wegweiser für alle, die sich diesem Beruf widmen wollen“ (Verlag Wilhelm Köhler, Minden i. W.) vermittelt Dr. Curt Proskauer Abiturienten und Abiturientinnen, die das zahnärztliche Studium erwählen wollen, ein genaues Bild des Berufs, seiner Anforderungen und Aussichten. — Nicht weniger als 17 verschiedene Mechaniker-Sonderberufe beschreibt der Berliner Dipl.-Ing. Erik Walter in dem soeben im Verlag von W. Köhler, Minden i. W. erschienenen Buch „Der Beruf des Mechanikers. Ein Wegweiser durch alle Mechaniker-Sonderberufe“. Im Anschluß daran gibt der Verfasser ein genaues Bild der einzelnen Berufe und ihrer Tätigkeit, und, was wohl jeden jungen Mann und alle Eltern am meisten interessiert, die Berufsaussichten werden eingehend und gewissenhaft dargestellt.

\* Kürschner's Bücherschau, die preiswerte Roman- und Novellen-Sammlung erscheint nach längerer Pause wieder wöchentlich im Verlag Hermann Hillger, Berlin W. 9. Band 41 bringt eine reizende Novelle des bekannten Schriftstellers Richard Hildschiner: „Göttin Texy“. Die Göttin Texy, eine mexikanische Göttinstatuette, wird zur mystischen Schirmherrin und Schicksalsgebieterin eines verliebten Paares der Münchener Künstlerwelt, bis sie durch die Eiferucht der jungen Liebesheldin der Vernichtung anheim fällt.